

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Drüber über dem Berg, am südwestlichen Heinbodel, lag der kleine Weiler Zell. Und in dem äußersten Häuschen dicht am Walde hauste die Urjel mit dem Holzerfranz und einer frischen, ungebundenen Kinderschar. Sie hatte ihr Amt als Hausfrau und Mutter übernommen mit Liebe und Strenge. Die Buben, die wilden und älteren, hielt sie gar tüchtig im Zaum, aber für das kleine Mädchen, das Sonnenscheinchen, erwachte in ihr eine bisher ängstlich verschlossene Zärtlichkeit. Bald hatte die neue Mutter das Vertrauen und die jungen Herzen für sich gewonnen. Der Holzer-

Jakl, vom Brennermühlhofe nach Hause und die Kinder hingen sich jahreiend und bettelnd an ihn, denn er kam nie leer. Die Lisbeth steckte ihm beim Weggehen regelmäßig ein Päckchen mit Weißbrot oder auch Birnen und Zwetschgen für die Geschwister unter den Arm. Aber heute hatte er noch etwas ganz Besonderes.

„Rehelsupp' von der Müllerin“, sagte er und übergab der Urjel ein großes Paket. Mit allgemeiner Neugierde und Spannung wurde das Paket recht umständlich geöffnet. Es kamen Würste, Fleisch und ein großes Stück frischer Sped zum Vorschein.

Der Jubel war groß. Der Vater würde sich freuen, wenn er nach Hause kam. Und der Jakob erzählte weiter:

„'s war 'n gut's Jahr, heuer. Die große Scheuer ist vollgepöckelt, keine Garb' geht mehr rein! Und morgen ist Sichelheut' in Furtmühlbach. — Zu Mittag gib't's beim Bauern G'schlachtets



Donauübergang deutscher Truppen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

franz fand ein wohlgeordnetes und gemütliches Stübchen, wenn er am späten Abend müde und abgearbeitet nach Hause kam, und zeigte der früheren Schwägerin ein dankbares Gemüt.

Heute, wie immer am Sonnabend, kam der älteste Bub, der

und Bier. Und am Abend geht's auf die Bürgelhalbe, da wird ein Dankfeuer g'macht, daß man's bis über'n Heinbodel sieht. — Ich sag' euch, — dös wird fidel!“

Die kleinen Geschwister hatten dem älteren Bruder stolz und

bewundernd zugehört und unbeachtet war es im Stübchen dunkel geworden. Der kleine Wilhelm stand auf der Fensterbank und drückte das Köpfchen an die Scheiben.

„Mutter!“ rief er laut einmal, „der Vater — und sie bringen einen!“

Es wurde die Tür aufgestoßen und der Holzerfranz trug mit einem anderen Holzhauser einen fremden, ohnmächtigen Mann in die Stube.

„Ursel, mach Licht! — Und schaff Wasser, hurtig! — Was was Barmes, — Supp' oder Milch!“ rief der Holzerfranz.

Sie brachten ihn in die Kammer auf ein Bett und ließen ihn schlafen und Brust mit kaltem Wasser. Und die Ursel brachte Licht.

Jetzt erst fiel dem Holzerfranz der gänzlich verwaarloste Zustand des Mannes auf. Aus seinem verwitterten, eingefallenen Gesicht hing ein wilder, struppiger Schnauzbart. Der Kopf war schütter und ungepflegt. Zwischen den dünnen Haarsträhnen lagerte ein wochenalter, fettiger Schmutz. Kleine Holz- und Strohsplitter hatten sich darin verwickelt.

„Ein Handwerksbursch“, flüchte der Holzerfranz auf. „Droben beim Tunnel haben wir ihn aufgefunden. Der arme Bursch ist schlapp vom Wandern und Hungern.“

Sie gaben ihm Milch zwischen die dünnen Lippen, die er matt und langsam einschlürfte. Die Ursel schaffte eine Schüssel mit heißer Suppe zum Bett und legte Brot und Wurst aus der „Meßsuppe“ auf einen Stuhl. Dann besorgte sie das Nachtmahl für Mann und Kinder.

Der ausgehungerte Geselle in der Kammer erholte sich schnell. Ein heißer, unstillter Blick aus seinen rotgeschwollenen Augenhöhlen irrte von den umstehenden Buben zum Holzerfranz.

„Ihr müßt essen, Better, Ihr seid hungrig“, sagte dieser und schob ihm die warme Suppe näher. Der andere brummte etwas wie „Vergelt's Gott“ und der Vater ging mit den Kindern aus der Kammer und setzte sich an den Tisch, um auch seinerseits dem knurrenden Magen Genüge zu tun.

„Gelt, Vater, wir behalten ihn?“ bat der kleine Wilhelm recht treuerherzig.

„Ja, so lang, bis er wieder gehen kann, Wilhelm, — so ist's gottessfürchtig!“

Als aber nach kurzer Zeit die Ursel in die Kammer ging, um dem Fremdling noch einige warme Kartoffeln zu bringen, überfiel sie ein plötzlicher Schreck beim Anblick des aufgenommenen Menschen, der jetzt aufrecht am Bettrand saß und gierig auf Brot und Wurst einbiß.

„Jesus!“ hauchte sie hervor. Dann stellte sie eiligst ihren Kopf ab und stürzte aus der Kammer. Fast gelähmt vor Entsetzen flüsterte sie ihrem Manne zu:

„Wir haben einen schlimmen Gast! — Der Peter ist's!“

„Wer?“ fragte der Holzer verständnislos.

„Der Brennerpeter, — du weißt doch, der —!“

„Was sagt's! — Der da drinn? — Herensakrament!“

Die ganze Familie war in eine ängstliche Aufregung versetzt. Die Kleinen fingen an zu heulen. Als nach einigen bangen Minuten der Jakob zur Kammertür ging und öffnete, war die Kammer leer. Ein Fenster stand geöffnet. Der Strolch hatte sich, Unheil ahnend, aus dem Staub gemacht.

„Jesus, Jesus!“ jammerte die Ursel, „wenn er nur nix Schlimmes im Schild' führt? — Jass, tu's nur gleich vermelden in der Früh' drüben im Mühlhof.“

Aber der Jass hatte am andern Morgen seinen Sinn auf das bevorstehende Fest gerichtet und bis er in der Brennermühle ankam, ganz und gar darauf vergessen.

Wenn die letzte Garbe eingeführt ist, wird in Furtmühlbach am nächstfolgenden Sonntag die „Sichelent“ gefeiert, ein Erntefest, das der Bauer seinen Knechten und Mägden veranstaltet zum Zeichen seiner Zufriedenheit. Die Sichel ist aufgehängt und das für die Ernte aushilfsweise eingestellte Gesinde wird abgelohnt.

Es war ein heißer Sommer. Die heutige Getreideernte war reif und sehr ausgiebig. Knechte und Mägde hatten manchen Schweißtropfen in strenger Feldarbeit geopfert. Der Martin hatte dann eigens zur „Sichelent“ ein fettes Schwein geschlachtet und ein großes Faß Bier aufgestellt.

Im ganzen Dorf war ein lustiges Treiben an diesem Sonntag. Die Mägde hatten sich aus Haberstroh kleine Kränzelein geflochten und die Knechte trugen goldschimmernde Ähren auf den Hüften.

Mit Dunkelwerden begann auf der Bürgelhalde eine Belustigung eigener Art. Auf dem höchsten Punkte war ein großer Strohhaufen aufgeschichtet. Die Burschen banden ein Strohbüschel um einen alten ausgedienten Besenstiel oder sie hatten einen Mühl angelockt, in dem sich noch Reste von Wagensalbe oder Leer befanden, und ihn auf einer langen Stange befestigt. Nach Belieben zogen dann die Knechte und Mägde mit ihren Bauern und Bauerninnen auf die Bürgelhalde, und niemand durfte fehlen.

Die Lisbeth konnte sich nur schwer entschließen, den kleinen Gottfried allein im Haus zurückzulassen ohne Obhut. Der lag in seinem Bettchen still und friedlich und schlief seinen festen, sorgenlosen Kinder Schlaf und träumte vielleicht vom „Heimbodelmännchen“. Aber der Martin drängte und sie gingen. In einer Stunde wollten sie wieder zurück sein.

Oben auf der Bürgelhalde wurde der Strohhaufen als ein großes Dank- und Freudenfeuer abgebrannt und das Gesinde veranstaltete ein Fadelbrennen. Paariweise gingen Sie mit ihren brennenden Stroh- und Mühlensadeln im großen Kreis um den lodrenden Strohhaufen und sangen lustige Erntelieder.

Die abgebrannten Fadeln flogen prasselnd in die Flammen. Der Träger der Fadel, die am längsten anhielt, war Sieger und bekam von seinem Dienstherrn einen Taler als Auszeichnung. So war es üblich.

Der Martin, die Lisbeth und der Deder-Andresel standen beisammen und sahen dem übermütigen Spiele zu. Es war ein schöner, geheimnisvoller Abend. Vom Heimbodel wehte ein leichtes Lüftchen herüber. Still glommen die Sterne. Eine gewaltige Nacht brach herein.

Die drei empfanden ihre Schönheit unbewußt. Und die Lisbeth dachte an ihren kleinen Bub, der jetzt so süß in seinem Bettchen schlummerte.

Aber auch drüben aus dem Dunkel des Heimbodels starrten zwei kleine Augen in die Nacht, feberglühend, — heimatlos. Sie sahen die fernern, dunklen Gestalten um das Feuer springen und über ihren finsternen Brauen zuckte ein wilder Gedanke und fing an zu fliehen und zu brodeln im tranken, unseligen Gehirn. Zwanzig Minuten unterhalb lag still die Brennermühle, und eine Scheune ruhte unter der milden Last einer reichen Ernte. Von der Bürgelhalde kam Gesang und ein tolles, lebensfrohes Jauchzen.

Aber die nächsten Nadelzweige zischelten gleich züngelnden Schlangen: „Ausgestoßen — heimatlos ...!“

Da verzog sich ein wüstes, ediges Gesicht zu einem unheimlichen Grinsen und über frostige Lippen gurgelte ein heißeres, grimmiges Lachen.

Unterdessen waren auf der Bürgelhalde die Fadeln abgebrannt. Nur zwei Burschen eiferten noch um den Preis und drehten ihre brennenden Hölzer und suchten die flackernden Flämmchen zu erhalten. Nun verlöschte auch die eine Fadel und der rothaarige Siehlermichel blieb der letzte.

„Juhei!“ schrie dieser. „Wo ist mein Dienstherr? — Hagmayerbauer, meinen Feuertaler!“ während ihn die anderen auf ihre Schultern hoben.

Aber der Hagmayerbauer fehlte.

Der Sieger wurde im Triumph um das glimmende Feuer getragen und der Siehlermichel konnte jetzt ehrenhalber einen Kuß verlangen von der Dirne, die ihn bei der Fadelpromenade begleitet hatte. Er zögerte auch nicht, es zu tun. Aber die Dirne wehrte sich.

„Michel, komm mir net zu nah oder i kratz' dir die Noßmuden aus'm Gesicht!“ schrie ihn die Ruhmagd an.

Die übrigen Knechte und Mägde freuten sich. Sie lachten laut und eiferten das ungleiche Paar an durch höhnische Zurufe. Das mußte einen Hauptspaß abgeben.

Aber plötzlich wurde das tolle Spiel abgebrochen. Einer hatte dazwischen gerufen: „Seht dort — im Dorf ...!“

Alle schauten ins Tal. Man wurde ernst. Auf den erhigten Gesichtern malte sich eine ängstliche Spannung.

Am Saum des Heimbodels sah man eine hellgraue Rauchsäule aufsteigen. Sie hob sich deutlich aus dem Dunkel der herein gebrochenen Nacht. Sie wurde größer, stärker und jetzt — ein grelles Ausleuchten! — Eine Flamme schlug aus einem Wiebel. Die Lisbeth schrie auf: „Heiliger Gott, — mein Bub!“

Ein Gemurmel entstand, immer lauter, deutlicher, bis es sich zu einem wirren Durcheinanderschreien erhob.

„Der Mühlhof brennt!“

Alles raste davon, in wilder Hast, hinunter ins Dorf. Und drüben wuchs die Flamme zum ungeheuren Brand.

Der Martin stürmte allen voraus. Es war fast eine halbe Stunde Weges und sein Kind war mitten in den Flammen. Im Dorfe sprengten Burschen auf Säulen durch die Gassen und jagten als Feuerreiter nach zwei Richtungen hinaus:

„Feurio! Feurio! Der Mühlhof brennt! — Der Brennermühlhof brennt!“

Die Männer liefen nach den Löschgeräten. Die Frauen sammelten sich um die jammernde Lisbeth und trösteten während des Laufens so viel wie möglich.

Als der Martin in die Nähe der Brennermühle kam, sah er seine Pferde lebendig und scheugeworden über die Wiesen galoppieren. Einige Burschen versuchten, sie einzufangen. Kühe, Schweine, Gänse und Hennen kamen ihm schreiend entgegen. Im weiten

Halbkreis um das brennende Anwesen standen schon mehrere Menschen. Ratlos gafften sie auf das verzehrende Element. Wohnhaus, Mühle, Scheune, Holzschuppen — alles brannte. Ein breites, brausendes Flammenmeer!

Aber in einem Chauffeegraben an der Straße saß der Hagmayer und hielt den kleinen zappelnden Gottfried umschlungen. Der Großvater war auf den ersten Ruf: „Die Brennermühle brennt!“, zum Mühlenhof gelaufen, nur von dem Gedanken getrieben: „s Gottfriedle ist drin!“ Dann war er in das brennende Haus gestürzt und hatte sein Entelkind aus dem gefunden, harmlosen Schlaf gerissen. In der Eile konnte er kaum seinen eigenen Rock um das zitternde Körperchen schlagen, das nur mit einem leichten Hemdchen bekleidet war.

Anderer waren in die Stallung gedrungen, hatten das Vieh losgebunden und alles Lebende aus dem Hof getrieben.

Mühsam hatte sich die Lisbeth bis hierher geschleppt. Der jähe Schreck sah ihr in allen Gliedern. Mutlosigkeit und Entsetzen wollten ihr die Sinne rauben. Aber beim Anblick ihres gefundenen Bubens löste sich der Damm. Sie fühlte wieder Kraft. Vor dem Vater fiel sie nieder und nahm ihm weinend ihr Kind ab und küßte und herzte es in verzweifelter Freude. Und der Hagmayerbauer weinte mit.

Ein weiter Platz hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Der Martin stand ebenso unfähig, wie alle anderen, dem mächtigen Feuerherd gegenüber. Die kleine Dorfsprache reichte nicht aus im Kampf mit dem wilden Element. Auch konnte nur mit großer Umständlichkeit Wasser herbeigeschleppt werden, da die Nähe der Flammen und die große Hitze den nächsten Zugang zum Mühlbach verwehrte. Das Feuer mußte mit Bedacht und an verschiedenen Stellen zumal angelegt worden sein.

Schon brach auf der Scheune der Dachstuhl zusammen. Ein dumpfes Krachen. Ein dichter Funkenregen sprühte nach allen Seiten. Der ganze Erntesegen stieg in die Luft gleich zudenden Raketen. Auch die nächsten Tannen begannen zu brennen und ihre Nadeln eröffneten ein helles, tausendfaches Gefnatter. Heißes Harz quoll aus der gesprungenen Baumrinde und lief an den Stämmen herunter. Der ganze Heimbodel schien zu glühen, als eine einzige feurige Lohse. Grelle, blendende Helligkeit war ringsumher und der Himmel strahlte in rosigter Färbung.

Es war ein Schauspiel geboten von überirdischer Schönheit, von tief ergreifender Tragik. Der Martin stand davor in ungeheurer Wut und in bitterem Schmerz, um sein Werk, das er in jahrelangem, mühsamem Arbeiten aufgebaut hatte und das nun in wenigen Minuten in sich zusammenfiel als ein Nichts, ein elender schmutziger Trümmerhaufen.

Unter den verdunsteten Menschen ging die wilde Frage um: „Wer hat's getan?“ Allmählich wurden auch Vermutungen laut. Der Hagmayerbauer sah plötzlich viele Blicke auf sich gerichtet und mußte darin eine fürchterliche Anklage lesen.

Dort über der Straße, aus der Schar junger Burschen, die jetzt heftig gestikulierend auf den Martin einsprachen, wurde die Stimme des Sieselermichels laut:

„Einer hat's getan, der net beim Fadelbrennen war!“

Der alte Mann erschraf. Galt ihm der Verdacht? War es möglich, daß sie ihn einer solchen Tat fähig hielten?! Konnte man dem Hagmayerbauern so viel Gottloses, so viel Ungeheuerlichkeit zutrauen?! Sein Inneres empörte sich bei solchen Gedanken. Die heiße Scham stieg ihm zu Kopfe. Er stand auf, legte seine rechte Hand auf die Brust und wollte sich gegen die Männer, gegen ihre finster drohenden Blicke verteidigen. Aber er fand keinen Anfang. Er fühlte, man würde ihm in diesem Augenblick nicht glauben.

Nun kam ihm der Martin zu Hilfe. Wild fuhr er auf und stellte sich in finsternem Zorn gegen die Burschen:

„Keiner sagt ein Wort, — der mir's net beweisen kann!“

In diesem Augenblick ging eine starke Bewegung durch das Gedränge. Kaum vierzig Meter oberhalb der brennenden Mühle hatte hinter einer starken Tanne ein Mensch gestanden und wurde jetzt offenbar von der zunehmenden Hitze vertrieben. Es waren nur Sekunden, die er benötigte, um zum nächsthöheren Baum zu kommen. Aber man hatte ihn gesehen und — erkannt.

„Der Brennerpeter!“ — Es war Jass, der Knecht, der es rief.

(Schluß folgt.)

Der Zylinder.

Novellette von D. L.

(Nachdruck verboten.)

„A sehen Sie, da haben wir's ja!“ rief Herbert voll Ungeduld seiner eben eintretenden Wirtin zu, „der Wagen ist da, und der Kerl schickt mir den Hut nicht!“

„Wer es ist ja noch nicht zehn Uhr, Herr Doktor“, beruhigte die Wirtin den aufgeregten jungen Mann, der vor dem Spiegel

stand und an seiner weißen Kravatte herumnestelte. „Der alte Bremer hält Wort, darauf können Sie sich verlassen.“

„Ja, das sagen Sie, Frau Krause! — Diese Leute, diese Handwerker! — Man kennt das ja. — Hätte ich mich bloß darauf nicht eingelassen.“

„Aber was wollten Sie denn sonst machen, Herr Doktor? Mit Ihrem alten Kalabrese können Sie doch nicht zur Hochzeit fahren, und so ein Hut ist unter fünfzehn Mark nicht zu haben, wenn es etwas Ordentliches sein soll. Meinem Mann seiner hat sogar achtzehn Mark gekostet damals, und — passen Sie mal auf — wenn der alte Bremer den unter den Fingern gehabt hat, der wird wie neu. Da können Sie Staat mit machen.“

„Na, hoffen wir das beste“, meinte der junge Mediziner, während er einen unruhigen Blick auf die Wanduhr warf. „Aber doch habe ich doch immer. Gestern war es noch so angenehm, und nun dieses ungemütliche Wetter heute. Mein Paletot ist auch nicht mehr der beste — und so auf Tasse ...“

„Aber schön sieht er aus, der Grad“, meinte Frau Krause, indem sie ihren Mieter mit Wohlgefallen musterte, „extra wie für Sie gemacht. So schön kann der Bräutigam gar nicht aussehen.“

„Ja, nicht wahr? — Er sieht wenigstens.“

„Wie angegossen, Herr Doktor. Nun bloß noch den Zylinder, dann ...“

Der schrille Ton der elektrischen Glode unterbrach die Redselige, und mit dem Rufe: „Passen Sie auf, jetzt kommt er!“ eilte sie aus dem Korridor hinaus.

„Sehen Sie, der alte Bremer hat Wort gehalten!“ klang es gleich darauf von draußen her, und strahlend vor Befriedigung trat die Wirtin mit dem aufgearbeiteten Kopfschmud ihres verstorbenen Gatten wieder in das Zimmer.

Auch Herbert fiel eine Zentnerlast vom Herzen, als er das dem modernen Menschen so unentbehrliche Garderobestück erblickte. Im nächsten Augenblick hielt er den Hut in den Händen — aber sein Gesicht verlängerte sich, und entsetzt starrte er auf die altmodische Form und das wunderbare Farbenspiel, in dem die glänzende Oberfläche in der Sonne schillerte.

„Das ist der Hut, Frau Krause?“ stotterte er, indem er fassungslos die farbigen Streifen betrachtete, die das Licht auf der piegelnden Fläche hervorlockte. „Den hat Ihr Mann getragen?“

„Gewiß, Herr Doktor“, erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Das war ein teurer Hut. Passen Sie mal auf, wie der Ihnen sieht.“

„Herrgott, hätte ich das Ding doch bloß vorher gesehen!“ rief Herbert mit wachsendem Entsetzen. „Damit soll ich zur Hochzeit fahren?“

„Na, erlauben Sie mal“, versetzte Frau Krause beleidigt, „ich weiß gar nicht, was Sie eigentlich wollen.“

„Was ich will?“ braute er auf. „Sie wissen nicht, was ich will? Muten Sie mir denn wahrhaftig zu, mit diesem Scherfale auf die Straße zu gehen, mich zum Gespött zu machen vor all den Gassern und den Hochzeitsgästen? — Ist denn der Kerl verrückt, mir einen solchen Hut zu schicken? — Das müssen Sie doch einsehen, daß ich dieses miserable Gestell unmöglich aufsetzen kann! — Und das Ding hat Ihr Mann getragen? — Na, ich danke!“

„Na, nun wird's mir aber doch zu bunt, Herr Doktor!“ pläzte die Wirtin los. „Der Hut ...“

„Der Hut“, unterbrach er sie wütend, „ja, der Hut, der Hut — der Hut ist wie neu — natürlich! — Das werden Sie mir einreden. — Sehen Sie denn nicht zum Kuckuck, daß das Ding ganz buntschedig aussieht? — Und diese Form! Vor hundert Jahren ist der vielleicht mal Mode gewesen!“

„Na, was brauchen Sie ihn denn so in die Sonne zu halten“, eiferte sie, „da sieht jeder Seidenhut bunt aus!“

„Wie ein Chamäleon sieht er aus!“ schrie Herbert entrüstet. „Das ist überhaupt ein ganz vorfälschliches Ding; — zum Fastenball können Sie den aufsetzen! — Es ist einfach eine Unverschämtheit von dem Kerl, mir solchen Hut zu schicken!“

„Aber nehmen Sie doch nur Vernunft an, Herr Doktor“, suchte Frau Krause von neuem zu beschwichtigen. „Probieren Sie ihn doch wenigstens einmal auf, — beim Tragen ist das gar nicht so schlimm zu sehen.“

„Nicht so schlimm zu sehen? — Wenn ich bloß eine Ahnung gehabt hätte, wie das Ding aussieht! — Aber wo soll ich denn im Augenblick noch Geld austreiben? Das ist doch ganz unmöglich! — Aee, es ist wirklich unglaublich, es ist einfach ...“ Er verschluckte die letzten Worte und wandte sich ratlos um. „Aber Sie haben auch kein Geld mehr?“ fragte er dann.

„Aee, Herr Doktor, mir ist es auch knapp diesen Monat.“

„Na, dann tun Sie mir wenigstens den Gefallen und schicken Sie den Kutscher fort“, sagte er beherzt. „Er soll nur allein nach der Königsstraße fahren. — Der Kerl knallt ja die ganze Straße zusammen.“

„Aber Herr Doktor,“ rief die Wirtin erschrocken, „Sie müssen doch Ihre Cousine abholen; das wäre ja noch schöner. Was soll denn Ihr Onkel sagen?“

„Ja, wie soll ich denn das machen?“ schrie er, von neuem in Wut gerathend. „Wollen Sie mir vielleicht sagen, wie ich das machen soll? — Ich kann doch nicht ohne Hut fahren — und mit diesem Monstrum erst gar nicht. Die Leute würden ja denken, ich bin verrückt geworden.“

„Wenn Sie sich doch nur zurecht ließen, Herr Doktor“, beharrte sie. „Überzeugen Sie sich wenigstens! Wenn Sie ihn aufhaben, sieht's kein Mensch.“

„Geben Sie her!“ sagte er verzweifelt, der Frau den Hut aus der Hand reißend, und trat damit vor den Spiegel, um sein wohlfrisiertes Haupt damit zu schmücken.

Aber wie ein Futtural sank ihm das Ungetüm über den Kopf bis zu den Ohren herab, und mit einem Fluch schleuderte er es von sich, daß es mit dumpfem Getöse auf den Fußboden aufschlug.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ kreischte die Wirtin. „Ist das der Dank dafür, daß ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen wollte?“

„Zatwohl, das ist der Dank dafür, daß Sie mich in diese Verlegenheit gebracht haben!“ tobte er. „Das hätten Sie sich selber sagen können, daß ich mit diesem Topf nicht zur Hochzeit fahren kann.“

Aber zu Ihrem Begräbnis werde ich ihn aufsehen, darauf können Sie sich verlassen. — Ihr Mann muß ja einen anständigen Waschkopf gehabt haben, wenn das Ding ihm gepaßt hat!“

Frau Krause war entsetzt vor ihm zurückgewichen und schnappte nach Luft. Er aber rannte wie besessen im Zimmer umher und preßte beide Hände gegen die Stirne.

Wie sollte er sich aber aus dieser furchtbaren Situation herausreißen? Er mußte ja fahren, — es gab keinen andern Ausweg. Denn mit dieser Einladung bot ihm der Onkel zur Versöhnung die Hand, und daß er Hedwigskavalier sein sollte gerade an diesem Tage, an dem ihre Schwester Wanda sich vermählte, berechnete ihn zu den schönsten Hoffnungen. Er wußte, daß sein Vetter Edgar sich darum bemüht hatte, diese Versöhnung

herbeizuführen, und ahnte, daß dies auf Hedwigs Veranlassung geschehen sei. Und nun, wo es sich um seine ganze Zukunft handelte, traf er auf ein so erbärmliches Hindernis.

Ein Hut, ein elender altmodischer Zylinder sollte in stande sein, seine ganzen Hoffnungen und Aussichten zu zerstören?

Es war, als ob sich seine Sinne verwirrten bei dieser Vorstellung, und ohne recht zu wissen, was er tat, ergriff er den für seine Dame bestimmten Blumenstrauß, riß der Wirtin den malträtierten Hut aus der Hand und stürzte zur Tür hinaus und die Treppe hinab, ehe die erboste Frau noch ein Wort hervorbringen konnte.

Erst das Rauseln des Wagens auf dem Pflaster weckte ihn aus seiner Betäubung, und nun wurde er sich mit Schrecken seiner Lage bewußt. Er fühlte, er ging einer Katastrophe entgegen, die ihn gesellschaftlich, moralisch und physisch vernichten mußte. Er sah sich der Lächerlichkeit und der Verachtung preisgegeben, sah seine ganzen Hoffnungen, seine ganze Zukunft vernichtet, sah seinen Nebenbuhler, den ihm verhassten Assessor, der jetzt fortwährend bei seinem Onkel verkehrte, triumphieren und höhlich seine Niederlage und seine Blamage belächeln, und eine plötzliche Wut kam über ihn.

Mit brutalem Griffe erfaßte er den unschuldigen Gegenstand seines Zornes und bearbeitete ihn mit den Fäusten, daß es krachte und knallte, und er hätte sich wohl noch länger darum bemüht, ihm eine zusagende Form zu verleihen, wenn nicht ein zufälliger Blick aus dem Wagenfenster ihm gezeigt hätte, daß er sich bereits in der Königsstraße befand. Der Schreck fuhr ihm in die Glieder. In seiner Angst stieß er die Faust in die Höhlung des zerbeulten Hutes und versuchte mit übermenschlicher Anstrengung, den Geknickten wieder aufzurichten. Aber vergeblich waren alle seine Bemühungen, vergeblich sein Streichen und Glätten.



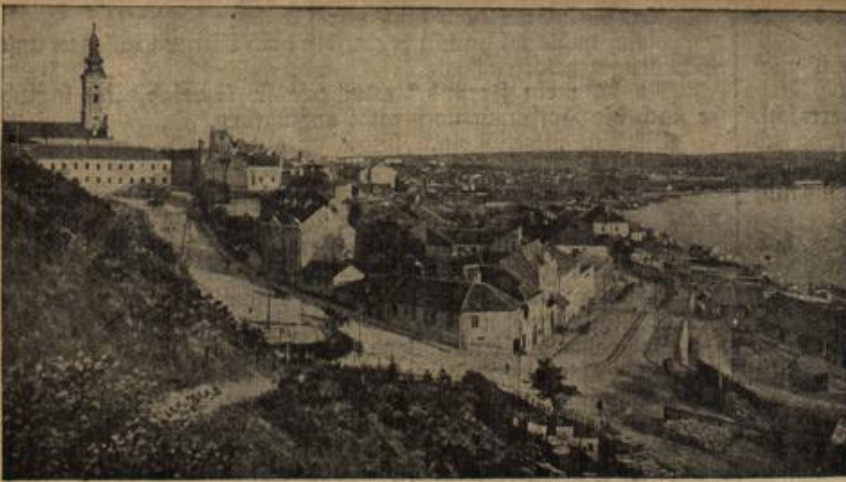
Kochherd deutscher Marinesoldaten vor einem Unterstand in den Dünen.
Phot. Dohlwein.

Wie Krampfaderen zogen sich die Spuren der Mißhandlung auf seiner rauhen Oberfläche hin und gaben ihm ein so abschreckendes Aussehen, daß er bei diesem Anblick seine Selbstbeherrschung völlig



Der Übergang über die Donau. (Mit Text.)

Wie Krampfaderen zogen sich die Spuren der Mißhandlung auf seiner rauhen Oberfläche hin und gaben ihm ein so abschreckendes Aussehen, daß er bei diesem Anblick seine Selbstbeherrschung völlig



Blick auf Belgrad von der Donauseite.

verlor und aus Furcht vor dem drohenden Aufsehen den Wagen- | schlag aufriß, um hinauszuspringen.

Gerade in diesem Augenblicke aber hielt das Fahrzeug, und Herbert befand sich am Ziel. Nun war kein Entrinnen mehr möglich. Auf dem Ballon des Hauses stand Hedwigs Bruder mit einigen Damen im Gespräche und winkte ihm zu.

Ganz verzweifelt ergriff er den Unglücks- hut, bedeckte ihn mit dem Blumenstolz seines Buletts und eilte wie betäubt zwischen den Vorgärten hindurch dem Haupteingang zu.

Ratlos und unentschlossen blieb er hier einen Augenblick stehen, aber es half nichts; draußen fuhren neue Wagen vor, und er

mußte vorwärts, er mußte die Sache durchlämpfen, was auch daraus werden mochte. Noch hoffte er, mit Vorsicht unbemerkt in den dämmerigen Korridor gelangen und dort sich seiner unförmlichen Kopfbedeckung schnell entledigen zu können, aber auch diese



General Graf Bothmer,

der die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am Styr befehligt.

Hoffnung schien vereitelt zu werden. Denn wie er schwer atmend die Stufen emporstieg, bemerkte er auf dem Treppenabsatz über sich schon einen Besucher, der an der Tür Einlaß begehrte.

Zögernder wurden seine Schritte, seine Füße waren ihm bleischer, und der Augenschweiß brach ihm aus allen Poren. Da aber nahm er wahr, daß dieser Mann dort vor ihm ohne Zweifel ein Hausierer war, ein Hausierer mit einem Zylinder, der zwar auch nicht gerade neu und elegant war, um dessen Form er ihn aber in diesem Augenblick beneidete.

Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, den „ansprechenden“ Mann zu einem Tauschhandel zu veranlassen, aber da öffnete sich auch schon die Tür, und Hedwigs Bruder erschien,



Professor Dr. Lindner,

Gefinder der Fettgewinnung aus Gese.

ihn lebhaft zu begrüßen während der Hausierer schon beiseite trat. „Guten Tag, Herbert!“ rief er ihm entgegen. „Herrgott, bist du erblüht! Na, komm man erst herein. Du siehst, wir haben die Sache geschoben.“

„Ja, Edgar,“ erwiderte Herbert, während er eintrat und die Tür hinter sich ins Schloß drückte, „ich danke dir und werde es dir nicht vergessen.“

„Schön, schön! Aber so glatt geht es doch nicht. Hedwig will durchaus heute den Assessor zum Begleiter haben, und da hat Papa schließlich gesagt, daß du dich der Rosa annähmen sollst.“

„Das ist aber fatal,“ murmelte Her-

bert enttäuscht, während er sich bemühte, seinen Hut unter den Blumen zu verbergen, „ich hatte ganz bestimmt darauf gerechnet.“

„Mein Gott, ja, das glaube ich dir ja gern. Aber immerhin kannst du mit dem Resultate zufrieden sein. Die Sache ist ja von Hede wohl nicht so ernst gemeint.“

Er schwieg plötzlich, und Herbert merkte mit Schrecken, wie er auf seinen Zylinder starrte. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, und unwillkürlich suchte er den fatalen Gegenstand den Blicken des Fremdes zu entziehen.

Edgars Neugierde war aber lebhaft erregt, und ungeniert schob er die Kinder Floras beiseite.



Ein Nachkomme Andreas Hofers.

(Mit Text.) — Phot. Frankl.



Bombe in der eroberten Festung Grodno. Phot. D. Bennighoven. (Mit Text.)

„Menschenkind,“ rief er lachend, „was hast du denn da für einen merkwürdigen Helm?“

„Ja, scheußlich — nicht wahr?“ stotterte Herbert. „Denk mal dieses Unglück — ein ganz neuer Hut!“

„Ja wie denn? — Überfahren?“ fragte der andere überrascht.

„Ja, denk mal, so ein Bech. — Eine fatale Szene, kann ich dir sagen. Ich wäre selbst beinahe unter die Räder gekommen.“

„Tolle Geschichte,“ erwiderte Edgar, indem er das Monstrum lächelnd betastete. „n Auto — wie?“

„Omnibus!“ versetzte Herbert, und ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Alle Wetter,“ lachte Edgar, „der hat's gekriegt. Setz' doch mal auf!“

„Du mir bloß den Gefallen und laß jetzt deine faulen Witze, Edgar, — rate mir lieber, was ich machen soll. Ich kann doch unmöglich mit diesem Ding hier zur Hochzeit fahren.“

„Nee, Wetter, das geht wirklich nicht.“

„Aber was soll ich denn tun? Versetze dich nur mal in meine Lage! Ich konnte doch nicht einfach umkehren — ich wurde ja hier erwartet. — Wenn ich natürlich gewußt hätte, daß der Assessor meine Stelle hier eingenommen hat . . .“ Er zuckte die Achseln.

„Ja, was ist da zu machen?“ sagte Edgar gedehnt. „Geld hast du auch nicht?“

„Keinen Heller.“

„Kann ich mir denken,“ sagte Edgar nachdenklich, „ganz mein Fall. Aber hör mal,“ fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort, „die Sache ist so verzweifelt nicht; du hängst das Ding einfach hier an und nimmst dir einen andern. Hier hast du ja die Auswahl. — Warte mal, — bloß nicht Vaters Hut — und meinen auch nicht. Nimm den hier, der gehört dem Assessor. Ich habe gesehen, daß er ihn hierher hängte.“

„Aber Edgar, das ist ja ganz unmöglich!“ protestierte Herbert.

„Ja, weißt du denn was Besseres?“ sagte lachend der andere.

„Gott nein, ich bin ja ratlos.“

„Na also. Wenn du jetzt hier ohne Hut kommst oder mit dem hier, dann ist die Sache schon von vornherein Essig; denn du weißt doch, wie Vater darauf sieht, daß alles torrett zugeht.“

„Aber der Assessor?“ wandte Herbert besorgt ein.

„Der kann das eher vertragen, der hat Konnexionen. Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Mit raschem Griff vertauschte er Herberts Hut mit dem des Assessors, drückte den letzteren seinem Freunde in die Hand und schob ihn lachend in den Salon.

Nun konnte er nicht mehr zurück. Er befand sich plötzlich mitten in der Gesellschaft, begrüßte den Onkel und die Tante, überreichte der Rosa seinen Blumenstrauß und durfte einen Moment die Finger der schönen Hedwig berühren, die in großer Aufmachung lächelnd an ihm vorüberlief. Der Assessor stand in der Nähe und erwiderte seine Verbeugung kühl und gemessen, und seine Pose erschien Herbert wie eine Herausforderung.

„Habt ihr etwas miteinander?“ fragte Rosa ihren Vetter, da ihr das eigentümliche Verhalten der beiden auffiel. „Das war doch früher eine so dicke Freundschaft.“

„Die Zeiten ändern sich, Rosa,“ versetzte er. „Wie kommt er dazu, jetzt Hedwig fortwährend den Hof zu machen?“

„Tut er denn das?“

„Na, du siehst es doch selbst, und Edgar hat mir ja geschrieben, daß er jetzt alle Augenblicke zu euch kommt.“

„Ja, ja, die Hedwig,“ erwiderte sie mit halbem Lächeln, „die ist wie ein Magnet. Du bist ja auch sehr enttäuscht, daß du mit mir vorlieb nehmen mußt heute.“

„Aber Rosa, wie kannst du das sagen? Wir haben uns doch immer gut verstanden, und du kannst dir doch denken, daß ich froh bin, daß dein Papa mir nichts mehr nachträgt — er war doch furchtbar aufgebracht damals.“

„Ja, Herbert, das kann ich dir sagen: wenn du das Spielen nicht läßt, dann ist's aus. Einen Spieler will Vater nicht in der Familie haben.“

„Mein Gott, ich bin doch deshalb kein Spieler, — ich schwöre dir, daß ich keine Karte mehr berührt habe seitdem. — Aber es ist ja nun doch alles aus. Ich sehe ja, daß Hedwig mich nicht mehr mag, sonst hätte sie den Assessor nicht gewählt — ausgerechnet heute.“

„Deine Schuld, mein Lieber, warum hast du so lange nichts von dir hören lassen!“

„Na, wie konnte ich denn? Dein Vater hat mich doch damals direkt hinausgeworfen und mir das Haus verboten.“

„Ja, darin versteht er keinen Spaß. Aber er meint es nicht so.“

„Und du meinst, Hedwig hat sich noch nicht gebunden?“

Sie lachte und verbarg ihr Gesicht in den Blumen, die er ihr gebracht hatte. „Abgesehen,“ sagte sie dann, „wo hast du denn die teuren Blumen her?“

„Ach, frage mich nicht.“

„Na, die waren doch auch nur für Hebe bestimmt.“

„Rosa, quäle mich nicht so, du bist doch immer sozusagen unser Schutzengel gewesen.“

„Na ja, mein Freund,“ erwiderte sie lächelnd, „du brauchst ja auch die Hoffnung noch nicht aufzugeben.“

„Wirklich nicht, Rosa,“ fragte er aufatmend, „trotz des Assessors?“

„Trotz des Assessors,“ erwiderte sie lachend. „Aber sieh doch mal,“ fuhr sie leise fort, „wie der Assessor deinen Hut anstarrt!“

„Meinen Hut?“ sagte er betroffen, indem er einen flüchtigen Blick auf den Zylinder warf und sich so herumwandte, daß jener den Hut nicht mehr sehen konnte. „Du meinst, meinen Zylinder hat er angesehen?“

„Ja, das war ja auffallend — zeige doch mal!“

„Ich wüßte nicht, was daran Besonderes zu sehen wäre“, versetzte er unsicher und trat einige Schritte gegen das Fenster hin, so daß er sich den Blicken seines Nebenbuhlers entzog.

Rosa war ihm gefolgt und betrachtete gleichfalls den Hut. „Aber Herbert,“ sagte sie plötzlich, „das ist ja des Assessors Hut. Wie kommst du denn zu dem? — Den hast du wohl draußen verwechselt?“

„Des Assessors Hut?“ stammelte Herbert erbleichend.

„Na ja, da steht doch sein Name drin!“ versetzte sie, in die Höhe deutend. „Tausche ihn gleich wieder um, ehe er was merkt.“

„Unmöglich, Rosa!“ flüsternte er.

„Na, du siehst es doch selbst . . .“

In diesem Augenblick erschien der Bräutigam in der Tür, und aller Augen wandten sich ihm zu.

„Schnell, Herbert!“ flüsternte Rosa. „Ich helfe dir suchen.“

„Es geht nicht, es ist unmöglich“, versetzte er und hielt sie am Arm zurück. „Bloß verrate mich nicht!“

Rosa starrte ihn verständnislos an.

Inzwischen war aber das Signal zum Ausbruch gegeben worden, und langsam drängten die Anwesenden zur Tür.

Herbert war ganz verstört. Hätte er jetzt als einer der ersten den Ausgang gewinnen oder wenigstens den Treppenhof eher erreichen können, ehe der Assessor seinen Hut vermisste, so wäre das Unheil noch einmal an ihm vorbeigegangen. Bei seinem Standpunkt am Fenster aber, den er bisher innehatte, konnte er nur als einer der letzten den Salon verlassen und bekam also den Kelch bis auf die Reize zu kosten.

Der Raum leerte sich indessen schnell. Die Tante und der Onkel waren schon verschwunden, und nun traten auch Hedwig und der Assessor in den Korridor hinaus.

Rosa sah ihren Begleiter fragend an, aber er zuckte nur hilflos mit den Achseln.

Da wurde es plötzlich lauter draußen auf dem Korridor. Man hörte Edgars Stimme, die Bewegung stockte, und die Anwesenden drängten nach vorn und redeten die Häße.

„Hat einer der Herren vielleicht seinen Zylinder vertauscht?“ rief Edgar draußen. „Meine Herren, das ist ja eine tolle Geschichte — sehen Sie bloß, das ist ja der reine Teufelspud!“

Herberts Füße waren bleischwer, aber er mußte vorwärts, mußte dem Verdacht schöpfenden Nebenbuhler unter die Augen treten, mußte sich als Dieb entlarven lassen vor all den noch Anwesenden — und doch hatte Edgar mehr Schuld als er. — Er sah nicht, wie Edgar ihm verständnisvoll zublinzelte, er sah nur sein Unglück vor sich und fühlte nach seinem Taschentrevolver, den er immer bei sich trug.

Dabei überkam ihn plötzlich eine merkwürdige Ruhe.

„Komm, Rosa,“ sagte er, „nur nichts verraten; wir wollen sehen, wie es abläuft.“

Lautes Gelächter erscholl auf dem Korridor. Der Assessor und Hedwig standen ratlos da, und Herberts Hut wanderte von Hand zu Hand.

„Eine feine Marke!“ sagte einer der Herren lachend.

„Jawohl, die neueste Pariser Form!“ rief ein anderer.

„Herbert,“ sagte Edgar jetzt mit leiser Ironie, „hast du keine Ahnung, wer uns mit diesem antiquarischen Prachtstück beglückt hat?“

Herbert war einen Augenblick starr, aber schon im nächsten Moment kam ihm die Erleuchtung.

„Ja, das ist doch der Hut von dem Hausierer, der vorhin hier ansprach; der Kerl hatte so ein Ding auf.“

„Ach — der Hausierer!“ rief Edgar. „Natürlich; daß ich daran . . . Psui! Deibel, der Hausierer!“ unterbrach er sich und ließ den Hut mit allen Anzeichen des Abscheus zur Erde fallen. „Der Kerl hat Ihren Hut mit dem hier vertauscht, Herr Assessor!“ schrie er in den durch die allgemeine Heiterkeit hervorgerufenen Lärm. „Das ist ja ganz klar. Aber fatal, äußerst fatal, daß das Ihnen in unserem Hause passieren muß, Herr Assessor.“

„O bitte sehr,“ erwiderte dieser achselzuckend, „gegen höhere Gewalten . . .“

„Aber was machen wir denn bloß?“ rief Edgar von neuem. „Du, Rosa, mein Gott, was hast du denn?“

Rosa lehnte an der Wand, hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen, und dieses Lachen wirkte so anstehend, daß die ganze Gesellschaft in erneute Heiterkeit ausbrach.

Begierbild.



Wo ist der zweite König?

Auch Hedwig kämpfte zwischen Lachen und Verdruß, und der Assessor sagte resigniert:

„Ja, gnädiges Fräulein — ich weiß nicht — unter diesen Umständen — so in unfertiger Toilette —“

„Nein, nein,“ rief Rosa dazwischen, „Herbert, du nimmst Hedwig mit in deinen Wagen, wir schaffen hier schon Rat. Aber nun fort, das Brautpaar muß jeden Augenblick kommen.“

Herbert näherte sich zögernd seiner Cousine; als er aber in ihren lachenden Augen ihre Zustimmung las, bot er ihr ohne weiteres den Arm, und nach einer zeremoniellen

Verbeugung vor dem Assessor, die dieser lächelnd und achselzuckend erwiderte, eilten sie die Treppe hinab.

„Nun, Herr Assessor,“ rief Rosa, „die Rollen sind vertauscht; für mich brauchen Sie keinen Zylinder. Glauben Sie denn, daß der dem Trubel ein Mensch darauf achtet? — Und wenn schon, dann führen wir eben eine neue Mode ein!“

Lachend und von den Scherzen der anderen Gäste begleitet eilten sie die Treppe hinab; dann rollten die Wagen davon und machten der Brautkutsche Platz.

Als Herbert am nächsten Morgen nach Hause zurückkehrte und sein Zimmer betrat, war Frau Krause gerade mit dem Staubwischen beschäftigt. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt infolge des gestrigen Argers mit ihrem Zimmerherren und sah nun mit Verstimmen, daß er ohne Hut zurückkehrte.

Er war aber äußerst aufgeräumt, denn die Geister des Weines tumorten noch ein wenig in seinem Hirn.

„Guten Morgen, Frau Krause!“ rief er ihr entgegen. „Gut geschlafen?“

„Ne, Herr Doktor — das können Sie nicht verlangen nach dem Tanz, den Sie gestern aufgeführt haben.“

„Tanz?“ sagte Herbert. „Ach, Frau Krause, der eigentliche Tanz ging erst los, als ich hier fort war.“

„Und der Hut, Herr Doktor?“

„Der Hut hat seine Schuldigkeit getan, Frau Krause. Den haben wir uns zum ewigen Andenken auf, nämlich meine Cousine Hedwig und ich. — Der Hut stand mir so vorzüglich, daß ich einfach unwiderstehlich war, und so haben wir uns denn verlobt.“

„Nicht möglich, Herr Doktor!“ rief die Frau erfreut. „Da kann man also gratulieren?“

„Danke, danke, — ja, es kam überraschend, so gar nicht programmäßig. Und dann habe ich ihn dem Assessor geborgt; Sie wissen doch, mit dem ich früher so befreundet war, — und auch bei dem hat sich der Zauberhut bewährt und seine Verlobung mit meiner Cousine Rosa herbeigeführt. Ja, ja, Frau Krause, das erzählen Sie man dem alten Bremer, der dem Hut diese unwiderstehliche Form gegeben hat; da staunt der Fachmann!“

Eine königliche Kunst.

Von F. Schröghamer-Heimdal, Leutnant d. Landw.

Eine königliche Kunst ist das Geben. Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Also eine vornehme, verschwiegene, verschämte Kunst und — eine sehr zeitgemäße.

Denn zu welcher Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes war Geben notwendiger als heute? Und wann ist diese Kunst allgemeiner und durchgreifender geliebt worden als in der

Stunde der Not, in der Wochen und Monate währenden Hilfsbereitschaft?

Es wird ein unvergängliches, dem Opfermut der Freiheitskriege ebenbürtiges Ehrendenkmal der Geschichte des deutschen Volkes bleiben, daß alle Volksschichten im Geben einmütig zusammenstanden ebenso wie draußen die Streiter an den Landesmarken im Kämpfen.

Und doch, scheint mir, ist die Kunst des Gebens noch nicht so allgemein erfaßt worden, wie es dieser großen und ernsten Zeit würdig wäre. Es wird so vielfach vergessen, daß Geben etwas Königliches ist.

Zuweilen wird man immer noch daran erinnert, daß beim Geben nicht ausschließlich der selbstlose Zweck, den das Wort in sich begreift, im Auge behalten wird. Manchmal fühlt man sich zu sehr in die Zeit vor dem Kriege versetzt, wo man beim Geben so oft seinen Namen in den Vordergrund stellte: in die Zeit der Wohltätigkeitsbasare, wo man öffentlich und namentlich in die Erscheinung trat, oder der Armenbälle und der verschiedenen „Fees“, bei denen man sich die Schwindsucht antanzte, um zur Gründung einer Heilanstalt für unbemittelte Tuberkulose sein Scherlein beizutragen.

Das Unvornehme und Unzeitgemäße dieser Art Wohltätigkeit in gegenwärtiger Stunde fällt sogleich in die Augen. Damit soll aber über derartige Veranstaltungen nicht im ganzen der Stab gebrochen werden. Wenn sie dem ausgeprochenen Zwecke dienen, irgendeiner Kriegsnot oder sonstigen Not abzuwehren, so erfüllen sie ihre Aufgabe, vorausgesetzt, daß sich die Veranstaltungen und Darbietungen dabei selbst im würdigen, ernsten und erhebenden Rahmen der Zeitvorgänge halten, Veranstaltungen also, aus denen der Betrachter selbst vaterländisch angeregt und innerlich bereichert heimgeht.

Darbietungen aber, die auf den ersten Blick schon verraten, daß sie mehr dem persönlichen leichten und leichtem Vergnügen dienen als dem vorgezeichneten Zwecke der Linderung irgendeiner Zeitnot, entwerten die Kunst des Gebens zu einem Almosen oder zum Bettelpfennig, den man einem Kirchweihakrobaten in den Hut wirft.

Wenn man aber nur zu dem Zwecke gibt, um für sich selbst Vorteile oder Ehrungen zu erlangen, so ist das vielleicht menschlich, aber nicht königlich-vornehm und dem Ernste der Zeit angepaßt.

Ich erinnere mich eines typischen Erlebnis, das mich eben zu diesen Zeilen angeregt hat.

Ort der Handlung: Die Veranda eines vornehmen Hauses im Villenviertel der oberen Zehntausend. 5-Uhr-See. Personen: Papa, ein reich gewordener Viehhändler, Mama und Tochter, die beide unglücklich sind, weil Papa so gar keinen Titel hat als Privatier. Papa scheint sich darüber nicht zu grämen, denn er weiß, was er gearbeitet und verdient hat. Und wie ich weiß, hat er bereits reichlich gegeben und königlich dazu; denn er gab für alle Zweige der Kriegsfürsorge „ungenannt“.

So sitzen sie beim Tee, jedes eine Zeitung in der Hand. Und die Zeitungen bringen außer den Nachrichten vom Kriegsschauplatz noch andere Neuigkeiten: Ordensauszeichnungen und Ernennungen, die Bekannten zuteil wurden. Maier hat einen Orden bekommen, Ruhn ist Kommerzienrat geworden und Müller Hoflieferant, obwohl er nur Schnupftabak fabriziert! Bei den Tausenden, die sie spendeten, stand breit und prächtig Name, Beruf, Straße und Hausnummer. Und der dumme Papa hat seine braunen Lappen immer nur anonym an die Sammelstelle abgeführt. Mama und Tochter bestürmten ihn, noch einmal in die Tasche zu greifen, und zwar diesmal nicht mehr ungenannt. Gott, wenn doch noch der „Kommerzienrat“ herausspränge! Und dann — wieviel Tränen werden dann getrocknet, wieviel Not gelindert!

Ein anderes Bild: Wie freute ich mich, als ich vom Felde heimkam ins Dörflein und sah, wie die Bäuerinnen das letzte entbehrliche Stück Leinwand, einen oft jahrelang gehüteten Hausschatz, an die Lazarette usw. abgaben, wie die alten Väter — die Männer und Burschen waren ja alle im Felde — ganze Fuhren Obst und Gemüse zur Stadt an die Sammelstellen für die Kriegsnot lieferten ohne irgendeinen anderen Zweck, als nach besten Kräften zu helfen, wo Kriegshilfe nottat. Und während war das Vorhaben einer alten Magd, die ihre hart verdienten Ersparnisse zur Kriegsanleihe schenken wollte, weil sie nicht wußte, was Wesen und Zweck der Anleihe wäre. Das sind gefürstete Geberherzen, königliche Schenker.

Wie leicht muß die königliche Kunst des Gebens denen fallen, die durch den Krieg reich werden, die durch den Krieg in einer Woche oft mehr verdienen als sonst im ganzen Jahr? Diesen erwacht geradezu eine Geberpflicht, wenn sie daran denken, daß sie durch einen Umstand, der andere Mitbürger arm, elend und trüppelhaft macht, unverhältnismäßig bereichert werden. Es sollte

nicht notwendig werden, diesen Leuten einen Teil des ihnen durch den Krieg zufallenden Überflusses auf dem Steuerwege abzuschöpfen.

Der Gemeinfinn dieser Leute sollte nicht im Gold und in der Eier nach künftigen Luxus ersticken. Fünf Minuten Granatfeuer, das wäre so ein Radikalmittel für Verstopfte, aber es bedarf wohl nur des Hinweises darauf, um der Kunst des Lebens nicht den Königsmantel zu rauben.

Wie war ein gemeinames, tatkräftiges Zusammenwirken, ein uneigennütziger Gemeinfinn notwendiger als gerade in diesen Tagen.

Der Name und der Vor- teil des einzelnen müssen jetzt unter- und aufgehen in der Hoch- flut der Vaterlandsiebe, die sich, soweit das Leben in Betracht kommt, ausdrückt in Zahlen, in Millionen und Milliarden, vom Bruder dem Bruder, von der Schwester der Schwester gespen- det: königlich gegeben, na- menlos, ungenannt.

So wie draußen im Felde auf einem stillen Hügel oft ein Kreuzlein steht ohne Schmutz und Namen — der Vorkämpfer gegen den Feind ließ keine Zeit dazu, den Namen einzuschneiden —, so wie draußen oft viele Beisam- men liegen ohne Kreuzlein sogar; aber der Kundige weiß, hier lie- gen die Besten, die alles gaben, Gut und Blut, Vater und Mut- ter, Weib und Kind, Geld und Gut, Heimat und Herd, die kö- niglichen Ungenannten, die alles den Brüdern und Schwestern daheim gaben, die königlichen, heiligen, namenlosen Helden des Vaterlandes.

Unsere Bilder

Der Übergang über die Donau. Zwischen dem 1. und 8. Oktober über- schritten die deutschen und die österreichisch-ungarischen Heeresgruppen von der Save bis zum Eisernen Tor die stellenweise über einen Kilometer breite Donau. Der Bau der Schiffsbrücken mußte teilweise während starker Beschie- ßung vorgenommen werden, und während des Übergangs über den Strom herrschte zeitweise ein Orkan, der hohe Wellen gegen die Schiffsbrücken trieb.

Ein Nachkomme Andreas Hofers. Der Hauptmann Simon Hofers vom Standischützenbataillon ist ein Nachkomme Andreas Hofers und kämpft gegen Italien. Er ist im Zivilberuf gleichfalls Wirt im Pässeiertal.

Grunde in der eroberten Festung Grodno. Das Artilleriebepot der Festung Grodno läßt unter Leitung eines seiner Schürmeister durch heftigen Landsturm eine in der äußersten Frontlinie vergrabene russische 28-cm-Haubitzenbatterie japanischer Herkunft bergen.

Allerlei

— Anwalt: „Also tut es Ihnen jetzt leid, daß Sie Ihrem Nachbar eine Ohrfeige gegeben haben?“ — Bauer: „Sehr leid sogar! Ich bedaure nämlich, daß ich ihm nicht zwei gegeben habe!“

Wunderschnelligkeit. Ein Beispiel außerordentlicher Schnellig- keit im Laufen gab Johann Anton Fode, aus Böhmen gebürtig, als Käufer der Herzogin Amalia von Weimar. Im Jahre 1767 hatte die Herzogin eine dringende Botschaft an einen ihrer Minister, den geheimen Rat von Wibleben, zu senden, der sich in Karlsbad aufhielt. Fode wurde damit beauftragt. Nachmittags um zwei Uhr lief er vom Belvedere bei Weimar ab und übergab am folgenden Mittag zwölf Uhr seine Depesche dem Minister auf einem Spaziergange in Karlsbad. Hier wurde er nach wenigen Stunden wieder abgefertigt, und am folgenden Abend gegen acht Uhr war er wieder auf dem Schlosse Belvedere. Die Entfernung von Weimar nach Karlsbad beträgt 22 Meilen.

Die tapferen Frauen von Elbing. Herzog Swantepoll von Pom- meren lag mit den deutschen Ordensrittern in Fehde. Die Bürger Elbings waren sämtlich mit dem Orden gegen den Herzog ausgezogen, und nur die Frauen und Kinder waren in Elbing zurückgeblieben. Das mußte der Herzog erfahren haben, denn er beschloß, die Stadt zu überrumpeln. Als jedoch die Elbinger Frauen und Jungfrauen das Gerannnen des herzog- lichen Heeres bemerkten, da hielt die Frau des Bürgermeisters einen Kriegsrat mit andern Frauen ab und sie beschloßen, die Stadt zu vertei- digen und bis auf die letzte Frau standzuhalten. Als bald warfen sich die Frauen und Jungfrauen in die vorhandenen Rüstungen, umgürteten sich mit Schwertern, ergriffen Schilde und Geschosse und bestiegen unter Po- saunenschall die Wälle. — Der Herzog, erstaunt ob der zahlreichen Kämpfer, stand von einem Handreich ab und zog sich zurück. Dadurch gelangten die Frauen Elbings zu hohem Ruhme und in den Ruf großer Tapferkeit.

Gemeinnütziges

Praktische Winte zum Bräunen von Marzipan. Zur Weihnachts- zeit bereiten viele Hausfrauen gern allerhand Konfekt für den Gabentisch selbst, namentlich das Marzipan, das, im Laden gekauft, recht teuer ist. Die sehr einfachen Rezepte für Marzipan finden sich in jedem Kochbuch vor, leider aber kein Wink gegen den leidigen Übelstand, daß das selbst- bereitete Marzipan fast immer zu blaß ausfällt und dadurch an Ansehen einbüßt. Diese Kalamität rührt von der mangelnden Oberhitz der ge- wöhnlichen Bratrohre her, denn Mar- zipan bedarf viel stärkerer Oberhitz als ein Braten oder anderes Gebä- ck. Um nun doch dem selbstbereiteten und viel feiner schmeckenden Marzipan die Bleichsucht zu nehmen und es an An- sehen mit dem aus Konfitürengeschäf- ten bezogenen rivalisieren zu lassen, probierte eine findige Hausfrau folgen- des einfache Mittel, das sich so glänzend bewährte, daß es zur Nachahmung empfohlen werden kann. Sie ließ eine große, eiserne Bratpfanne beim Klemp- ner mit einem gut schließenden Dedel aus Weißblech versehen, der einen 3—4 Zentimeter hohen Rand aufweist, d. h. nach oben aufgeschlagen ist. In die Pfanne legte sie nun einen Ziegelstein, setzte darauf ein Tablett mit dem Mar- zipangebäck und bedeckte nun den Dedel auf, der mit glühenden Kohlenstückchen oder noch besser Holzkohlenwürfeln, wie man sie zum Heizen der Dalli-Platten verwendet, bedeckt wurde. Die also mit künstlicher Oberhitz versehene Pfanne wurde nun in das heiße Bratrohr ge- schoben, und schon nach zehn Minuten zeigte das Backwerk die gewünschte



Eschloßdien er: „Früher wurde das Eschloß von Raubrittern be- wohnt, die den Reisenden alles wegnahmen. Die heutigen Herrschaften haben's besser; die geben halt freiwillig das, was sie geben wollen!“

Goldfarbe, ohne von unten verbrannt zu sein. Der Oberhitz-Dedel leistet auch beim Baden von Matronen und Märkchen, sowie auch beim Bräunen großer Braten sehr gute Dienste.

Alte Pfefferkuchen. 1 Pfund Honig, 1 Pfund Zucker, 2 Pfund Mehl, 3 Eier, 20 Gramm Pottasche, 1 Teelöffel Hirschhornsalz, eine abge- riebene Zitrone, 1/2 Pfund süße Mandeln, Pomeranzenschale, Zitronat, Gewürz nach Belieben, wird zu einem Teig gut verarbeitet, fingerdick ausgerollt und mit Formen ausgekochen, dann bei guter Hitze gebacken. Der Teig kann sofort gebacken oder einige Tage stehen gelassen werden; im letzteren Falle geht er noch besser auf.

Schwerlösliche Stickstoffdünger, wie Hornmehl, Ledermehl, Blutmehl usw. müssen noch im Laufe des Winters in den Boden gebracht werden, wenn der Stickstoff für die Pflanzen rechtzeitig in die aufnehmbare Form überführt werden soll.

Das Verpflanzen der Maulbeerbäume ist nur bei Vorhandensein eines reichen Wurzelballens erfolgversprechend. Man darf daher die Erde nicht ausschütteln, wie es bei dem Gehölzverpflanzen im allgemeinen — im Gegensatz zu Koniferen — geschieht.

Zum Rhubarbertreiben wähle man nur recht starke Pflanzen mit ganz gutem Wurzelballen. Um solche im Winter leicht zu erkennen, zeichne man dieselben an und verseehe sie auch mit einer Laubdecke.

Palindrom.

Es gleicht durch mich der
bist're Rauch;
Rückwärts gelesen bin
ich's auch.

Julius Gald.

Kreuzscharade.

1	2
3	4

1 2 gibt einen Na-
men an,
3 4 ist zäher Stoff
Johann.
Durch deutsches Land
geht 1 und 4,
2 4 erscheint als Lau-
getel.
Ein Männername dir
erscheint,
Wenn 3 und 1 du hast
vereint.
Julius Gald.

Bilderrätsel.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Gerte, Gerste. — Des Verwandlungsrätsels: Lindi, Stabe, Gerat, Boxen, Kalko, Kleg, Basel, Siena. — Rarisse.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.